

Thomas Gesterkamp

## **Boys are allowed to cry**

### **Männlichkeit und Empathie sind kein Widerspruch**

**Dürfen Männer Gefühle zeigen, sogar weinen, und dann noch bei einem Fußballspiel? “Titan” Oliver Kahn, früher deutscher Nationaltorwart und Fernsehkommentator, hat dazu eine klare Meinung: “Das gehört nicht auf den Platz.” Solange solche Vorbilder alte Männlichkeitskonzepte verteidigen, haben Jungen es schwer, sich zu trauen, empathisch zu sein und der Devise zu folgen: Boys are allowed to cry.**

**Der folgende Beitrag dokumentiert einen Vortrag über “Männer und Empathie”, den Thomas Gesterkamp am 18. November 2019 auf Einladung des Club of Vienna in der Diplomatischen Akademie in Wien gehalten hat.**

Guten Tag und danke für die Möglichkeit, über “Männlichkeit und Empathie” zu sprechen. Ich habe als junger Mann für kurze Zeit, es waren zwei Semester, Psychologie studiert, mich dann aber der Soziologie und später bei meiner Promotion der Politikwissenschaft zugewandt. Mein Zugang zur Fragestellung ist daher vorrangig kein psychologischer. Als Journalist und Buchautor beschäftige ich mich seit mittlerweile 25 Jahren mit Geschlechterthemen - und zwar aus männlicher Perspektive. Ich habe Texte über Väterlichkeit geschrieben, über die zentrale Rolle der Erwerbsarbeit für die männliche Identität, über die viel zitierte Krise der Männlichkeit. Damit bediene ich eine publizistische Nische, in der sich nur wenige aufhalten.

Denn in der sogenannten “Gender”-Debatte sind die Männer meist schwach vertreten. Hier sind die Frauen oft unter sich - und das hat negative Folgen. Denn es

gibt dort zahlreiche Beiträge, die "die Männer" pauschal für sämtliche Probleme im Verhältnis der Geschlechter verantwortlich machen - oder gleich für sämtliche Probleme auf dem Planeten! Das aktuelle Mode-Schimpfwort dazu lautet "toxische Männlichkeit". Sind Männer also vor allem giftig, geht von ihrem Verhalten Gefahr aus? Bezogen auf unser heutiges Thema ließe sich daraus schließen: Männer und Empathie, das passt gar nicht! Das ist ein Widerspruch in sich! Stimmt das? Darüber möchte ich in den nächsten Minuten sprechen.

Der Termin dieser Tagung passt übrigens gut, denn morgen - ich weiß nicht, ob Ihnen das bekannt ist - morgen ist Internationaler Männertag! Eine Art Pendant zum Internationalen Frauentag am 8. März. Genau genommen gibt es sogar zwei Männertage. Den Internationalen Männertag, der stets am 19. November begangen wird, hat vor zwei Jahrzehnten die UNESCO ausgerufen. Dieser Tag setzt sich für "Gleichberechtigung auch aus männlicher Sicht" ein - eine Formulierung, die viel Spielraum lässt für Interpretationen. Und dann gibt es verwirrenderweise noch den sogenannten "Weltmännertag" am 3. November. Der war also vor gut 14 Tagen, wer von Ihnen wusste davon? Diesen Weltmännertag hat im Jahr 2000 hier in Wien eine Gruppe von Andrologen gegründet. Andrologen sind Fachärzte für "Männerheilkunde", entsprechend liegt der Schwerpunkt auf dem Thema Männergesundheit. Schirmherr war damals übrigens der frühere sowjetische Staatschef Michael Gorbatschow. Warum er?

Was schätzen Sie, wie groß bis vor kurzem der Unterschied in der Lebenserwartung zwischen Männern und Frauen in Russland war? 15 Jahre! Erst in jüngster Zeit ist die Differenz etwas geringer geworden. In Deutschland und Österreich beträgt sie nur knapp sechs Jahre - was auch noch ziemlich viel ist. Ein simpler Erklärungsversuch für die Differenz zwischen Mittel- und Osteuropa lautet "Wodka". Andere Spekulationen kreisen um schwere Industriearbeit im kalten Sibirien oder um den "Wendestress" nach dem Ende des Sowjetimperiums. So richtig erforscht ist das alles bisher nicht, fest steht aber: Das Gefälle zwischen den Geschlechtern bei der

Lebenserwartung - anglizistisch Gender Life Expectancy Gap genannt - hat seine Ursache nicht in unterschiedlich strukturierten Gehirnen, es liegt weder an den Genen noch an den Hormonen - jedenfalls nach heutigem Forschungsstand. Schon eher zu tun hat es mit dem vorherrschenden Männlichkeitsbild, an dem sich Männer orientieren und dem sie versuchen zu entsprechen. Nach dem Motto "Indianer kennen keinen Schmerz" gehen Männer nicht zum Arzt, wenn sie sich unwohl fühlen. Nach den Daten der Krankenkassen nutzen sie deutlich seltener medizinische Vorsorgeangebote als Frauen und gefährden so ihre Gesundheit. Marc Luy, ein Demograph hier aus Wien, hat in seiner berühmten Klosterstudie die Lebenserwartung von Nonnen und Mönchen untersucht, einer Untersuchungsgruppe mit vergleichbaren, relativ entspannten Lebensentwürfen. Luy kommt zu dem Ergebnis, dass die biologische erklärbare Differenz in der Lebenserwartung von Männern und Frauen bei nur einem Jahr liegt. Alles andere ist also, wie die Gender-Forschung es nennen würde, soziale Konstruktion.

Das festzuhalten ist auch wichtig, wenn wir über fehlende männliche Empathie oder gar über "toxische" Männlichkeit diskutieren: Männer sind nicht grundsätzlich, oder gar hormonell bedingt, weniger empathisch als Frauen. Ihre bisweilen fehlende Bereitschaft zur "emotionalen Perspektivenübernahme", der Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen, ist vielmehr von gesellschaftlichen Rollenerwartungen und der entsprechenden Erziehung bestimmt. Sie achten schlicht zu wenig auf andere - und auf sich selbst. Sie lernen das schon von Kindesbeinen an - und erst recht später beim Militär. In einer von soldatischer Disziplin, von Befehl und Gehorsam geprägten Umgebung ist wenig Platz für Gefühle, Pflichterfüllung hat stets Vorrang vor den eigenen Wünschen. Auch die heute nicht mehr ganz so bedeutsamen Männerberufe in der Industrie - ob auf dem Bau oder im Stahlwerk - waren und sind eine vorwiegend körperliche und zudem autoritär strukturierte Angelegenheit. Schon kleinen Jungen, darauf haben Sozialisationsforscher wie Lothar Böhnisch hingewiesen, wird - auch von ihren Müttern! - beigebracht, zu "externalisieren": Emotionen werden als etwas "Weibliches" abgewehrt und

abgespalten, um das reibungslose "Funktionieren" zu gewährleisten.

"Boys don't cry", so lautet der Titel eines Buches des jungen britischen Autors Jack Urwin. Der traurige Anlass für sein 2016 erschienenes Manifest über, so die Unterzeile, "Identität, Gefühl und Männlichkeit" war ein familiärer Trauerfall. "Wenn mein Vater gelernt hätte, sich ein wenig mehr zu öffnen, hätte er vielleicht nicht sein Leben lang jede Hilfe ausgeschlagen und wäre womöglich noch unter uns", schreibt Urwin im Vorwort. Der Auslöser, sich mit Männlichkeit auseinander zu setzen, war für ihn der frühe Tod des Vaters nach einem Herzinfarkt. Eindringlich beschreibt er die Zwänge sozialer Konditionierung und ihre Auswirkungen auf die Psyche. Er thematisiert die Zwänge im Militär und andere Formen "institutionalisierter Gewalt". Er kritisiert die "destruktive Natur verdrängter Gefühle" in persönlichen Zweierbeziehungen und beschäftigt sich mit dem (sexuellen) "Frust männlicher Jungfrauen", der in eine "Vergewaltigungskultur" führe. Und, nicht unwichtig: Urwin hat einen seither auch im deutschsprachigen Raum oft verwendeten, aber nicht unproblematischen Begriff in die geschlechterpolitische Debatte eingeführt - nämlich den der sogenannten "toxischen Männlichkeit".

In einer immer noch patriarchal strukturierten Gesellschaft die Nachteile männlicher Lebensentwürfe zu thematisieren und dabei keine Opferrolle zu konstruieren, ist stets ein Balanceakt. Denn doppelte Schelte ist vorprogrammiert: von Feministinnen, die Handlungsbedarf gegen Diskriminierung ausschließlich auf der Seite der Frauen erkennen können; und erst recht von Maskulinisten, von selbsternannten Männerrechtlern, die sich in einem "feministischen Gouvernantenstaat" wähnen und die Schuld für die Folgen männlichen Rollenverhaltens stets beim weiblichen Geschlecht suchen. Jack Urwin hat für sein Buch erstaunlich viel positive Resonanz erhalten, auch und gerade von jungen Frauen. Für sein "brillantes, persönliches, nicht einmal sexistisches" Werk lobte ihn zum Beispiel die Londoner Popfeministin Laurie Penny. Als Beleg dafür, dass ein achtungsvoller Umgang der Geschlechter miteinander in der nachwachsenden Generation in Gang kommt, sendet das Buch

ein ermutigendes Signal: Urwin zeigt, dass man eindringlich auf die negativen Folgen bestimmter Männlichkeitskonzepte hinweisen und trotzdem im produktiven Dialog mit Frauen stehen kann.

Mit dieser Art von männlichem Selbstbewusstsein im Gender-Diskurs war es in der Vergangenheit nicht allzu weit her. Typisch für die frühe Männerbewegung der 1970er und 1980er Jahre, die als Reaktion auf die zweite Welle der Frauenbewegung entstand, war vielmehr ein zerknirschter, defizitorientierter, geradezu selbstbeachtender Tonfall. Das heutige Reden über eine angeblich per se "toxische" Männlichkeit wirkt im historischen Vergleich geradezu harmlos. Das männliche Abarbeiten an der vermeintlichen Erbschuld, qua Geschlecht ein Mann zu sein, drückte sich schon in düsteren Buchtiteln wie "Das Elend der Männlichkeit" oder "Der Untergang des Mannes" aus. Für die wohlwollende Würdigung positiver Facetten von Männlichkeit blieb wenig Raum. "Der Mann ist sozial und sexuell ein Idiot", behauptete zum Beispiel apodiktisch der damals viel gelesene Autor Volker Elis Pilgrim.

Diesen Satz muss man sich etwas genauer anschauen. Sozial und sexuell ein Idiot! Das ist starker Tobak! Aber wie kann man ihn deuten? Allein als verbalen Kniefall vor der Frauenbewegung? Warum sprachen sich emanzipationsorientierte Männer positive menschliche Eigenschaften wie Empathie, Bereitschaft zur Fürsorge, Beziehungsfähigkeit und erotische Kompetenz kurzerhand ab? Ich bin wie gesagt kein Psychologe, aber ich zweifle, dass eine derart überzogene Identifizierung mit weiblichen Opfern Veränderung bewirkt. Das demütige, unangemessen pauschal formulierte Motto machte danach Karriere, kursierte lange vor allem in der profeministischen oder "antisexistischen" Männerszene. Das Pilgrim-Zitat eröffnete als wiederkehrendes Leitmotiv die Veröffentlichungen der damals wichtigen Männerreihe "rororo Mann" im Rowohlt Verlag. Erst ab den 1990er Jahren und dann verstärkt nach der Jahrtausendwende fand die Männerbewegung - wenn man von einer solchen sprechen will - zu einem reflektierten Umgang mit den eigenen

emotionalen Fähigkeiten und Ressourcen.

Beigetragen zu diesem Negativ-Bild des empathiefreien, verpanzerten Mannes hat auch der Freiburger Kulturwissenschaftler Klaus Theweleit. Wie andere frühe Männerautoren war er stark von der Psychoanalyse geprägt. In seinem voluminösen Bestseller "Männerphantasien" stützt sich der Verfasser auf persönliche Dokumente der sogenannten Freikorps: deutscher Soldaten, die 1918 enttäuscht aus dem Ersten Weltkrieg zurückkamen und später eine verlässliche Stütze der Nationalsozialisten bildeten. Auf 1150 Seiten legen Briefe, Biografien und literarischen Spuren die sexuell aufgeladenen, gewalttätigen Phantasien dieser Männer über Frauen und weibliche Körper offen. Der Autor diagnostiziert eine Unfähigkeit zu menschlichen Beziehungen, ein aggressionsgeladenes "Inneres" und einen durch militärischen Drill ausgeformten "Körperpanzer".

Theweileits akribische Recherchen stießen auf große mediale Resonanz. Der damalige Spiegel-Chef Rudolf Augstein lobte das Buch in einer seitenlangen Besprechung, und auch heute, Jahrzehnte später, beeinflussen seine Thesen die politischen Debatten. Gerade hat der Berliner Verlag Matthes & Seitz die "Männerphantasien" gar neu aufgelegt, mit einem ausführlichen, weitere 120 Seiten umfassenden Nachwort des Verfassers. Die Wirkung ist offenbar größer denn je, weil Theweleit Erklärungen dafür liefert, warum Männer rechtsradikal sind oder werden. Im akademischen Betrieb war er übrigens anfangs ein Geächteter, sein Forschungsansatz wurde als unseriös abgetan. Eine Hochschulkarriere ergab sich aus der als Doktorarbeit angenommenen Publikation nicht, die Universität Freiburg wollte ihn wegen seiner "ungezügelter Intelligenz" nicht mal ein Proseminar abhalten lassen. 1998 wurde Theweleit dann schließlich doch noch Professor, an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe. Die von ihm angestoßene Forschung über die Ursachen männlicher Gefühlskälte und Aggression aber ist immer noch lückenhaft.

Verdient gemacht um die deutschsprachige Männerpublizistik hat sich auch der Schweizer Soziologe Walter Hollstein, der in fortgeschrittenem Alter leider zum verbitterten Besserwisser mit männerrechtlicher Schlagseite konvertierte. Schon im Titel markierte sein Buch "Nicht Herrscher, aber kräftig" von 1988 die Abkehr von der zerknirschten Erbschuld-These - und damit eine Wende hin zu mehr Selbstbewusstsein innerhalb der Männerbewegung. Bedeutsam war Hollsteins Einarbeitung der bis dahin in Europa weitgehend unbekanntes nordamerikanischen Männerliteratur. Aus dieser stammt eine aufschlussreiche Textpassage, die immer wieder auftaucht, wenn es um die Defizite von Männern geht. Sie stammt von dem US-Autor Herb Goldberg, aus seinem Buch "The new male - from macho to sensitive, but still all male". Ich zitiere:

*"Je weniger Schlaf ich benötige;  
je mehr Schmerzen ich ertragen kann;  
je mehr Alkohol ich vertrage;  
je weniger ich mich darum kümmere, was ich esse;  
je weniger ich jemanden um Hilfe bitte und von niemanden abhängig bin;  
je mehr ich meine Gefühle kontrolliere und unterdrücke;  
je weniger ich auf meinen Körper achte:  
desto männlicher bin ich."*

Treffender als in dieser Zusammenstellung verheerender Leitsätze kann man die Folgen der geschlechtsspezifischer Sozialisation auf die männliche Identität kaum beschreiben. Die Orientierung an solchen Idealen kann in der Tat zu mangelnder Empathie und zur Beziehungsunfähigkeit führen, sie muss es aber nicht. Denn "die Männer" gibt es gar nicht, sie sind keine homogene Gruppe. Und, das sei noch einmal betont: Männer sind nicht per se anders als Frauen! Selbstverständlich gibt es körperliche Unterschiede, doch die sind nicht entscheidend. Die gedruckte wie versendete Populärkultur verbreitet bekanntlich andere Thesen, sie ist voll von bipolaren Zuordnungen der Geschlechterrollen. Die entsprechenden Klischees

kennen Sie alle: Männer sind angeblich vom Mars, Frauen von der Venus; Frauen können nicht einparken und Männer nicht zuhören. Solche Platitüden verkaufen sich bestens, in immer neuen Variationen. Die so verbreiteten Stereotypen knüpfen an Alltagserfahrungen an, Leser wie Leserinnen erkennen sich in den erzählten Anekdoten wieder. Im Gegensatz dazu bleibt festzuhalten: Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind überwiegend nicht biologisch bedingt. Sie sind vielmehr das Ergebnis sozialer Zurichtung.

Boys don't cry, Jungen weinen nicht, im Nationalsozialismus sollten sie gar hart wie Kruppstahl sein. Das in Deutschland und Österreich durch zwei Angriffskriege desavouierte männliche Leitbild des kämpfenden Soldaten, das die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierte, wurde in den folgenden europäischen Friedenszeiten durch den Arbeitsmann, durch den Mann als stolzen Familienernährer abgelöst. Das eindimensionale Leben, die einseitige Sachorientierung, der rational-ingenieurhafte Zugang zur Welt und zu den Mitmenschen aber blieben erhalten. Entsprechend schwer fiel es den meisten Männern, ihre durchaus vorhandenen empathischen Anteile zu zeigen. Erst jetzt, im 21. Jahrhundert, beginnen zumindest Teilgruppen der Männer ihre Rolle zu erweitern - um Elemente von Nähe und Fürsorge. Die in ihrer Familie engagierten "neuen Väter", die ihre Kinder wickeln, begleiten und wirklich miterziehen, oder auch Männer, die sich um die Pflege von kranken Angehörigen kümmern, sind Ausdruck dieses Wandels - dessen Konsequenzen für die Arbeitswelt nicht wenige Vorgesetzte fürchten. Zur Erweiterung der Männerrolle beigetragen hat übrigens, zumindest gilt das für Deutschland, auch die Abschaffung der Wehrpflicht - und die schon vorher zu beobachtende Zivilisierung ganzer Alterskohorten junger Männer: durch die Möglichkeit zur Kriegsdienstverweigerung und das anschließende Absolvieren eines zivilen Ersatzdienstes, häufig in "sozial" geprägten Berufsfeldern.

Mein Fazit lautet daher: Selbstverständlich können Männer emphatisch sein - wenn man sie lässt! Die Antwort auf die im Vortragstitel gestellte Frage heißt: Nein!



Männlichkeit und Empathie, das ist kein Gegensatzpaar, kein Widerspruch. Wir brauchen die Auflösung starrer Rollenbilder, eine andere Erziehung schon der kleinen Jungen - und der jungen Männer erst recht. Wir brauchen mehr Spielräume für eine bessere Kombination von Beruf und Sorgearbeit: entsprechende Gesetze, Betriebsvereinbarungen, eine andere Führungskultur. Und mutige Männer, die dafür streiten. Der Trend zur männlichen Fürsorglichkeit, zumindest in bestimmten Milieus, macht Hoffnung - auch wenn sich, das sei zugegeben, die Veränderung der Männerrolle eher im Schneckentempo vollzieht. Es stimmt, die Frauen brauchen viel Geduld mit uns Männern, aber "toxisch" sind wir deshalb noch lange nicht!

Was also müsste passieren, was müsste sich konkret ändern, damit Männer stärker ihre Gefühle ausdrücken? Ich glaube, sie brauchen vor allem Bestärkung durch gleichgeschlechtliche Vorbilder. Bezeichnend fand ich eine Szene beim Endspiel der Fußball-Champions League im Sommer 2019: Da hat sich der ägyptische Starstürmer des FC Liverpool, Mohammed Salah, ganz früh schwer verletzt - und musste sofort ausgewechselt werden. Daraufhin hat er in Tränen das Feld verlassen. Und dem "Titan" Oliver Kahn, Ex-Torwart der deutschen Nationalmannschaft, fiel als Fernsehkommentar in der Pause nichts Besseres ein, als über weinende Fußballer zu lästern: "Das gehört nicht auf den Platz!"

Solange solche Vorbilder alte Männlichkeitskonzepte medienwirksam verteidigen, haben es zuschauende Jungen - aber auch erwachsene Männer - schwer, von traditionellen Normen abzuweichen. Sie trauen sich nicht, ihre Gefühle zu zeigen oder gar der Devise zu folgen: Boys are allowed to cry!

Ich danke für Ihre Geduld beim Zuhören.

## **Dr. Thomas Gesterkamp**

ist promovierter Politikwissenschaftler, Journalist und Buchautor. Einen Schwerpunkt seiner Arbeit bildet die Geschlechter- und Männerpolitik, zudem berichtet er über wirtschafts-, sozial-, bildungs- und kulturpolitische Themen.

Er studierte Soziologie, Pädagogik und Publizistik an den Universitäten Hamburg und Münster. Thema der Dissertation an der Universität Köln waren "Männliche Arbeits- und Lebensstile in der Informationsgesellschaft".

Fünf Bücher, rund 4000 Beiträge im Hörfunk, in Tages- und Wochenzeitungen sowie in Sammelbänden und Fachzeitschriften.

Vortragsredner, Moderator, Podiumsgast und Lehrer in der Weiterbildung. Tätigkeit an Hochschulen zu den Themen Arbeitsmarkt, Sozialstaat, Familienpolitik, Gender.

Mitarbeit beim Männer-Väter-Forum, Köln und beim Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse, Berlin. Mitbegründer des Väter-Experten-Netz Deutschland.

Rund 700 öffentliche Auftritte im deutschsprachigen Raum sowie in zahlreichen europäischen Ländern.

### **Wichtige Veröffentlichungen**

- Jenseits von Feminismus und Antifeminismus. Plädoyer für eine eigenständige Männerpolitik (Springer VS, 2014)
- Geschlechterkampf von rechts. Wie sich Männerrechtler und Familienfundamentalisten gegen das Feindbild Feminismus radikalieren (WISO-Diskurs der Friedrich-Ebert-Stiftung, 2010)
- Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere (Herder 2007, Neuauflage Barbara Budrich 2010)
- Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft (Lit 2004, Neuauflage 2007)
- Gutesleben.de. Die neue Balance von Arbeit und Liebe (Klett-Cotta 2002)
- Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie (mit Dieter Schnack, Rowohlt 1996, Neuauflage als Taschenbuch 1998).

### **Kontakt**

Dr. Thomas Gesterkamp, Theodor-Schwann-Straße 13, 50735 Köln.  
Telefon/Fax: 0221-7604899, Mail [thomas.gesterkamp@t-online.de](mailto:thomas.gesterkamp@t-online.de)